

# unijournal

## Aus dem Inhalt

### Debatte zur Evolution



Können Sozialwissenschaften von der Biologie lernen? Und gibt es eine Evolution der Kultur? Carel van Schaik, Professor für Anthropologie, und Peter Finke, Professor für Ethnologie, diskutieren im unijournal-Duell darüber, was ihre Fächer trennt und verbindet. (Seiten 8 und 9)

### Wo der Wandel Prinzip ist



Zwischen vielen Disziplinen verwischen die Grenzen zunehmend. Im Fach Populäre Kulturen wird diese Unsicherheit produktiv genutzt. Die Doktorierenden engagieren sich in einem Peer-Mentoring-Projekt für die Zukunft und den Zusammenhalt ihrer Disziplin. (Seite 10)

### Beste Lehre ausgezeichnet



Die Studierenden der Medizinischen Fakultät vergeben erstmals einen eigenen Lehrpreis: den Medical Teacher of the Year Award. Sie drücken damit ihre Wertschätzung für anschauliche, lebendige Lehre aus. Gewinner sind Caroline Maake, Ulrich Schnyder und Rolf Streuli. (Seite 11)

**Porträt** Paläontologe Ingmar Wernberg ist auch ein Dichter. (Seite 13)

**Alumni** Die Alumni-Organisation des Historischen Seminars. (Seite 14)

**Letzte** Wird die Arbeitswelt immer ungerechter? (Seite 16)

Applaus 12, Professuren 12, Veranstaltungen 15



Promovieren in inspirierendem Umfeld: Katja Katz, Stephanie Felscher und Martin Steger von der Life Science Zurich Graduate School.

Bild: Frank Bruderi

## Neue Wege zum Dokortitel

Die UZH stärkt die Doktoratsstufe – und schärft damit ihr Profil als Forschungsuniversität. Die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses wird markant verbessert.

Von David Werner

Es gibt Erfreuliches zu verkünden: An der Universität Zürich zu doktorieren wird zwar nicht einfacher, aber deutlich attraktiver.

In der Schweiz besteht Nachholbedarf bei der Förderung des akademischen Nachwuchses. Mit der Reform der Doktoratsstufe, die im laufenden Semester in Kraft getreten ist, macht die UZH nun einen bedeutenden Schritt nach vorn. Doktorierende erhalten eine kontinuierliche und breit abgestützte Betreuung. Sie werden befähigt, rascher in der Wissenschaftsgemeinde Fuss zu fassen.

Es war ein strategischer Entscheid, auf die Erneuerung der Doktoratsstufe besonderes Gewicht zu legen. Rektor Andreas Fischer sieht darin «eine grosse Chance, das Profil der UZH als Forschungsuniversität weiter zu schärfen». Die Schweizer Hochschulrektorenkonferenz CRUS überliess es – anders als bei der Bologna-Reform – im Rahmen einiger weniger Richtlinien den einzelnen Universitäten, die Doktoratsstufe in eigener Verantwortung zu gestalten. Die Freiräume, die sich dadurch ergeben, werden eine Ausdifferenzierung des Angebots in der Schweiz zur Folge haben. Was die UZH anbelangt, so orientiert sie sich vor allem an den Qualitätsgrundsätzen der LERU (League of European Research Universities).

Kernstück der Doktoratsreform sind die sogenannten strukturierten Doktoratsprogramme. Die Vorzüge dieses Modells bestehen unter anderem in der kooperativen Betreuung im Team sowie in guten Vernetzungsmöglichkeiten mit der Spitzenforschung. Die klassische Individualpromotion wird es daneben weiterhin geben.

### Brennpunkte der Forschung

Nicht nur für die Doktorierenden, sondern für die ganze Universität sind die strukturierten Doktoratsprogramme ein Mehrwert: Sie sind Brennpunkte der Forschungsaktivität, von denen auch auf die übrigen Lehr- und Forschungsbereiche Impulse ausgehen. Als international sichtbare Aushängeschilder für Institute und Fakultäten entfalten sie darüber hinaus Magnetwirkung auf die klügsten Köpfe.

Natürlich sind strukturierte Doktoratsprogramme keine neue Erfindung. Insbesondere im angelsächsischen Raum haben sie sich bewährt. Auch an der UZH gibt es Beispiele mit schon mehrjähriger Laufzeit. Zu erwähnen ist die zusammen mit der ETH betriebene Life Science Zurich Graduate School, die zu den grössten und erfolgreichsten ihrer Art in Europa gehört. Hier wurde in den letzten Jahren eine mittlerweile dreizehn Programme umfassende

Dachstruktur aufgebaut, die es erlaubt, Synergien zu nutzen und viele Kurse und Dienstleistungen anzubieten.

In jüngster Zeit sind an allen Fakultäten Doktoratsprogramme entstanden, mittlerweile gibt es davon über vierzig, weitere sind in Planung. Welche sich davon dauerhaft bewähren, welche Grösse optimal ist, und ob sich mit der Zeit weitere Dachstrukturen wie bei den Life Sciences herausbilden, wird sich weisen. «Wir sind sehr gut unterwegs, müssen aber noch einige Erfahrungen sammeln», sagt Prorektor Otfried Jarren. Die Stiftung Mercator Schweiz hilft dabei. Sie unterstützt die UZH bei der Evaluation von Dachstrukturen für PhD-Programme im Ausland. Jarren hofft, auf diesem Weg Erkenntnisse für die Etablierung leistungsstarker Doktoratsprogramme zu gewinnen.

Die Mittel zur Durchführung der einzelnen Programme werden auf Antrag hin im Rahmen des sogenannten Förderprogramms Bologna II/III vergeben. Den Instituten und Fakultäten obliegt die Programmgestaltung. Uniformität wird nicht angestrebt, und schon heute ist die Vielfalt unter den Doktoratsprogrammen gross. Um einen Eindruck davon zu vermitteln, stellen wir in dieser unijournal-Ausgabe einige davon vor.

Mehr zum Thema lesen Sie auf den Seiten 4-7.

# Promovieren wird attraktiver

Kernstück der Doktoratsreform an der UZH ist die Einführung strukturierter Doktoratsprogramme. Sie bieten eine intensive Betreuung, sind Ideen-Brutstätten und wirken als Schaufenster der Forschung. Wir stellen vier dieser Programme vor.

Von David Werner

Fragen wir zum Beispiel einmal den Islamwissenschaftler Roman Seidel: Nachdem er sein Promotionsstudium in ganz klassischer Manier begonnen hat, nimmt er nun seit einem knappen Jahr an einem Doktoratsprogramm teil – jenem des Universitären Forschungsschwerpunkts Asien und Europa (siehe Artikel unten). Welchen Gewinn zieht er daraus?

## Vorteil Nr. 1: Unterstützendes Umfeld

Für Roman Seidel besteht das grösste Plus in den vielen Ansprech- und Diskussionspartnern, die ihn umgeben. Im Unterschied zur klassischen Individualpromotion begleitet nicht nur der Doktorvater die Entstehung seiner Dissertation, sondern eine Vielzahl

an Peers und Forschenden unterschiedlichen Alters und aus unterschiedlichen Fächern. Ziele und Zwischenziele seiner Arbeit werden verbindlich festgelegt, Fortschritte regelmässig überprüft. Seidel bewegt sich also in einem inspirierenden Bezugsraum, erhält Anregungen und Kritik aus verschiedenster Warte, muss sich auch unbequemen Fragen stellen und seine eigene Arbeit aus wechselnder Perspektive erklären und hinterfragen. «Man fühlt sich durch dieses Interesse getragen», sagt Seidel, «spürt, welche Aspekte der Arbeit auf besondere Resonanz stossen und erhält rechtzeitig Warnsignale, wenn man sich zu verrennen droht.»

## Vorteil Nr. 2: Veranstaltungsangebot

Die Dissertation als eigenständiger und origineller Beitrag zum wissenschaftlichen

Diskurs steht nach wie vor im Mittelpunkt des Doktorats. Ergänzend gehört neu ein curricularer Teil im Umfang von zwölf bis dreissig ECTS-Punkten dazu. Das von der Bologna-Reform inspirierte ECTS-Punktesystem dient der Transparenz und der individuellen Profilbildung: Besuchte Veranstaltungen – etwa ein Rhetorikkurs oder ein Workshop in Projektmanagement – werden im Transcript of Records aufgeführt.

Roman Seidel war zunächst skeptisch, was die curricularen Anteile des Doktoratsprogramms anbelangte: «Schon wieder Punkte sammeln.» Er befürchtete, Zeit und Energie für Dinge aufwenden zu müssen, die nichts mit seiner Forschungsarbeit zu tun haben. Diese Befürchtung erwies sich als unbegründet. Die Doktoratsstufe ist schweizweit

ausdrücklich nicht als Studien-, sondern als Forschungs- und Förderstufe definiert. Die angebotenen Veranstaltungen sollen entsprechend nur forschungsrelevante Stoffe vermitteln, das heisst fachliches und methodisches Wissen sowie sogenannte überfachliche Kompetenzen, über die man verfügen muss, um selbstständig wissenschaftliche Projekte aufzugleisen, durchzuführen und zu kommunizieren. «Die Programmgestaltung soll sich möglichst flexibel nach den jeweiligen Bedürfnissen der Doktorierenden richten», sagt Thomas Hidber, Leiter der Fachstelle Studienreformen. So sollen etwa auch Vorträge und Präsentationen an Tagungen oder selbstorganisierte wissenschaftliche Tätigkeiten angerechnet werden können. Der Sinn curricularer Veranstaltungen ist, dass sich niemand in mühe-



Austausch über die Fachgrenzen hinweg: Doktorierende Sarah Vandenreydt, Roman Seidel und Elena Lange.

«Ich verfolge mein Forschungsprojekt am Doktoratsprogramm motivierter und selbstbewusster als daheim im stillen Kämmerlein.»

Roman Seidel, Teilnehmer am Doktoratsprogramm des Universitären Forschungsschwerpunkts Asien und Europa

## Asien und Europa: Wo Iran, Japan und Tibet Tür an Tür liegen

Im zweiten Stock des Altbaus an der Scheuchzerstrasse, wo sich die Zentrale des interdisziplinären Universitären Forschungsschwerpunktes (UFSP) Asien und Europa befindet, sind die Wege kurz: In einem Zimmer zum Beispiel erforscht Tobias Delfs die Geschichte dänischer Missionen in Indien, quer über den Flur geht es zu Elena Lange, die über den japanischen Philosophen Nishida Kitarō schreibt, und zur Religionswissenschaftlerin Sarah Vandenreydt, die sich mit dem tibetischen Buddhismus beschäftigt. Gleich daneben sitzt Islamwissenschaftler Roman Seidel. Gedanklich bewegen sich die Doktorierenden am UFSP Asien und Europa in unterschiedlichsten Weltgegenden. Gearbeitet aber wird Tür an Tür, Tisch an Tisch.

Roman Seidel beschäftigt sich mit der Rezeption Immanuel Kants im Iran. «Kant wird im philosophie-begeisterten Iran viel gelesen und kontrovers diskutiert, unterschiedliche geistige Strömungen berufen sich auf ihn – durchaus auch mit heiklen politischen Implikationen», erklärt er. Seidel hat die Debatten

zum Teil vor Ort mitverfolgt. Doch interessieren sich auch seine Mitdoktorierenden aus der Japanologie, der Ethnologie oder der Religionswissenschaft dafür? «Unsere Forschungsthemen liegen auf den ersten Blick in der Tat weit auseinander», räumt Seidel ein. «Letztlich befassen wir uns aber alle mit Fragen der gegenseitigen Abgrenzung und des Austauschs zwischen unterschiedlichen Gesellschaften, Religionen, Rechtssystemen. Methodisch stehen wir daher vor ähnlichen Schwierigkeiten und Herausforderungen. Zum Beispiel: Wie vergleicht man verschiedene Kulturen, ohne ihre Differenzen zu sehr zu betonen und ohne so zu tun, als handle es sich dabei um geschlossene Einheiten? Oder das Problem der Forschungsperspektive: Wir stellen immer wieder fest, dass wir – egal, ob wir uns mit Japan oder dem Iran beschäftigen – ähnlichen Wahrnehmungsrastern folgen; diese gilt es dann kritisch zu reflektieren.»

Ein guter Teil des Austausches findet informell statt, zwischen Kommen und Gehen, in Arbeitspausen. «Die räumliche Nähe ist

ein ganz wichtiger Faktor für den Dialog», sagt Seidel, «sie ermöglicht die nötige Spontaneität, das gegenseitige Vertrauen.»

## Einzigartig in der Schweiz

Originelle Dissertationen mit innovativen Ansätzen hervorzubringen – das ist eine zentrale Aufgabe von Doktoratsprogrammen. Um sie zu erfüllen, müssen ausgetretene Pfade verlassen, Routinen durchbrochen werden. Eine betont interdisziplinäre Ausrichtung kann dies erleichtern, insofern bietet der UFSP Asien und Europa gute Voraussetzungen: Die Forschungsstruktur baut auf einer in der Schweiz einzigartigen Bündelung asienwissenschaftlicher Fächer und Kompetenzen auf. Derzeit sind nicht weniger als zwölf Fächer aus vier verschiedenen Fakultäten vertreten. Bei der Ausgestaltung des Doktoratsprogramms wurde viel Wert darauf gelegt, dass ein Teil der curricularen Veranstaltungen interdisziplinären Fragestellungen gewidmet ist, während ein anderer im institutionellen Kontext des jewei-

ligen Herkunftsfachs absolviert wird. Denn bei aller Wertschätzung offener Horizonte: Wer später eine akademische Karriere anstrebt, muss vorab in der eigenen Disziplin sattelfest sein.

Religionswissenschaftler Christoph Uehlinger, Co-Leiter des UFSP Asien und Europa, betrachtet die Doppelorientierung zwischen disziplinärer und interdisziplinärer Ausrichtung als grosse Chance – zugleich aber auch als Wagnis: «Schaffen wir es angesichts unserer überfachlichen Ausrichtung, die verschiedenen Promotionsprojekte mit den übergeordneten Forschungszielen des Forschungsschwerpunktes zu verklammern? Und schaffen wir es, die zeitlichen Anforderungen des ambitionierten Programms so zu gestalten, dass es nicht in einen Zielkonflikt mit den individuellen Qualifikationszielen gerät?» Ob der Mehrfach-Spagat gelingt, wird nicht zuletzt von den Doktorierenden selbst abhängen. Sie sind für die Gestaltung des Programms mitverantwortlich.

David Werner

samer Einzelarbeit längst vorhandenes Wissen zusammensuchen muss. Statt Fehler zu wiederholen, soll man von den Erfahrungen anderer profitieren können.

Das Wichtigste in den Seminaren und Kolloquien auf Doktoratsstufe ist jedoch die wissenschaftliche Diskussion, die Methodenreflexion, das Austesten eigener Ideen und Forschungsansätze im Team. «Sich in die Veranstaltungen einzubringen, erfordert einen gewissen Extra-Effort, dafür bekommt man aber auch ein Extra-Feedback», resümiert Roman Seidel.

#### Vorteil Nr. 3: Nähe zur Spitzenforschung

Die Doktorierenden in strukturierten Programmen arbeiten in enger Tuchfühlung mit Exponenten der Spitzenforschung. Zunächst natürlich mit jenen, die an der Universität Zürich selbst tätig sind. Darüber hinaus wird aber auch der institutsübergreifende, internationale Austausch gepflegt. Die Doktorierenden zeigen durch Referate oder Publikationen auch ausserhalb ihres Instituts Präsenz. Sie erfahren aus eigener Anschauung, wie man in der Forschungsgemeinde interagiert. Germanistikprofessor Daniel Müller Nielaba, Leiter der Graduiertenschule des Deutschen Seminars, hält

diesen Aspekt für besonders wichtig: «Doktorierende, die sich dem rauen Wind in der Spitzenforschung aussetzen, lernen rechtzeitig einzuschätzen, ob sie den Anforderungen einer wissenschaftlichen Laufbahn gewachsen sind.»

#### Vorteil Nr. 4: Sichtbarkeit

Ein Nachteil der klassischen Individualpromotion, des sogenannten «Apprenticeship models», ist, dass wenig vom Geleisteten und Gebotenen nach aussen dringt. Doktoratsprogramme und Graduiertenschulen dagegen können ihr Angebot und ihre Stärken sichtbar machen – und so die begabtesten Köpfe unter Doktorierenden und Dozierenden anziehen. Roman Seidel zum Beispiel, der in Berlin zu doktorieren begonnen hatte, war einer von vielen Bewerbern für seine heutige Doktoratsstelle. Das Doktoratsprogramm konnte mit Seidel denjenigen auswählen, der die besten Voraussetzungen mitbrachte und am besten in den hiesigen Forschungskontext passte.

Am deutlichsten zeigen sich die Vorteile hoher internationaler Visibilität am Beispiel der Life Science Zurich Graduate School: Sie ist mit 900 Doktorierenden und über 250 Gruppenleiterinnen und -leitern eine

der grössten Einrichtungen ihrer Art in Europa. Dank ihres Rufs kann sie laut Michael Hengartner, Dekan der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät, weltweit aus der Crème de la Crème des Nachwuchses auswählen. Alle sechs Monate bewerben sich über tausend Kandidaten, davon wird rund ein Zehntel zum Bewerbungsgespräch geladen. Von der «geballten Marketingmasse unserer Graduiertenschule», so Hengartner, «profitieren besonders stark Assistenzprofessorinnen und -professoren, die noch nicht so bekannt sind, um selbst viele Doktorierende anzuziehen». Internationale Sichtbarkeit ist daneben aber auch eine Voraussetzung, um hochkarätige Forschungspartner zu finden und Drittmittel einzuwerben.

#### Vorteil Nr. 5: Mehr Schwung

Doktoratsprogramme entstehen vorzugsweise dort, wo schon grosse Forschungspotenziale konzentriert sind – und helfen, vorhandene Stärken der Universität noch weiter auszubauen. In solch einem dynamischen Kontext zu doktorieren, ist ein Gewinn, keine Frage: «Man verfolgt seine Ideen motivierter – mit viel mehr Schwung und mehr Selbstbewusstsein als im stillen Kämmerlein», sagt Roman Seidel.

## Meinung der VAUZ

Die Erneuerung der Doktoratsstufe wird von der Vereinigung akademischer Mittelbau der Universität Zürich (VAUZ) sehr begrüsst. Die intensivierte Betreuung und die markant verbesserte Vorbereitung auf eine akademische Laufbahn ist laut VAUZ-Präsident Julian Führer ein grosser Fortschritt. «Positiv bewerten wir auch, dass trotz der Einrichtung strukturierter Doktoratsprogramme weiterhin an den meisten Fakultäten die Option besteht, auf klassischem Weg zu promovieren», sagt Führer. «Wichtig ist uns zudem, die curricularen Pflichtanteile der Programme in Grenzen zu halten.»

Was die Finanzierung des Doktorats anbelangt, plädiert die VAUZ für die flächendeckende Einrichtung bezahlter Doktoratsstellen. Solche programmbezogene Stipendienvergaben gibt es an der UZH in der Regel nur bei drittmittelgeförderten Programmen – etwa an nationalen oder universitären Forschungsschwerpunkten. Ansonsten setzt die UZH auf die Vergabe persönlicher Stipendien, beispielsweise durch den Forschungskredit der UZH. *dwe*

«Vom Doktoratsprogramm erhoffe ich mir, Zugang zur internationalen Wissenschaftsgemeinde zu finden.»

Stephanie Felscher, Teilnehmerin am Doktoratsprogramm Tumorbologie der Life Science Zurich Graduate School



Krebsursachen auf der Spur: Doktorierende Martin Steger, Stephanie Felscher, Katja Katz.

Bild: Frank Brüderli

## Life Sciences: Dank gutem Ruf ein Magnet für kluge Köpfe

Nicht der Kühe wegen ist sie hier. Auch wenn der Blick von Stephanie Felschers Arbeitsplatz gar idyllisch über das Braunvieh und hinauf zum nahen Wald reicht, der an diesem Spätherbsttag wie ein farbiges Feuerwerk strahlt. «Die Zürcher Life Sciences haben einen ausgezeichneten internationalen Ruf», begründet Stephanie Felscher ihre Präferenz für die UZH. Sie verspricht sich hier ein anspruchsvolles Forschungsumfeld und den frühzeitigen Eintritt in die internationale Wissenschaftsgemeinde.

Die Doktorandin hat letztes Jahr im deutschen Freiburg sehr erfolgreich diplomiert, danach stand ein Platz in der Life Science Zurich (LSZ) Graduate School zuoberst auf ihrer Wunschliste. Ihr damaliger Professor hatte die Graduiertenschule in Freiburg angeregt. «Ich wusste daher um die Vorteile eines gut ausgebauten Graduiertenprogramms.» Die LSZ-Graduiertenschule spielte eine Vorreiterrolle in Kontinentaleuropa: Sie existiert seit 2005, wobei einige der dreizehn Programme wesentlich älter sind.

Von Anfang an bekam Stephanie Felscher den harten Forschungswettbewerb zu spüren: Mehrere hundert Interessierte bewarben sich um einen Platz im Doktoratsprogramm Tumorbologie. Dreissig Plätze wurden vergeben. Kurz darauf zog die 25-Jährige von Freiburg in eine Zürcher WG.

#### Massgeschneiderte Betreuung

Ein halbes Jahr später präsentierte sie ihr Forschungskonzept. Stephanie Felscher untersucht die Funktion einer bestimmten Klasse von Eiweissen, den Fehlpaarungsproteinen. Diese spielen bei der Reparatur von DNA-Fehlpaarungen eine Schlüsselrolle – versagen sie, entsteht Krebs. Aber nicht nur in der DNA-Reparatur sind die Eiweisse unverzichtbar, wie kürzlich nachgewiesen wurde: Sie sind auch an der Immunabwehr beteiligt, beim sogenannten Antikörperklassenwechsel. Der molekulare Krebsforschung eröffnete sich dadurch ein neues Forschungsfeld, in das Felscher in den kommenden zwei Jahren vordringen will.

Unterstützt wird sie dabei von der Forschungsgruppe um Josef Jiricny, Direktor des Instituts für Molekulare Krebsforschung der UZH und Leiter des Graduiertenprogramms Tumorbologie. Der Forschungsgruppenleiter ist aber nicht ihre einzige Bezugsperson. Eine Besonderheit des Zürcher Programms ist es, dass die Doktorierenden von einer drei- bis vierköpfigen Dissertationskommission individuell begleitet werden. Für Stephanie Felscher heisst das: «Ich erhalte mehr Anregungen und Feedback». Die Dissertationskommission gewährleistet eine massgeschneiderte Förderung. Abhängigkeiten von Einzelpersonen werden vermieden.

#### Individuelles Kompetenzprofil

Neben der individuellen Förderung umfasst das Programm obligatorische sowie frei wählbare curriculare Anteile. Diese vermitteln einen fachbezogenen Blickwinkel über das wissenschaftliche Spezialthema hinaus. Im Pflichtteil hat die Verbindung von

Grundlagenforschung und Klinik grosses Gewicht. So verliess Stephanie Felscher das Labor für zwei Wochen und besuchte einen Blockkurs in klinischer Krebsforschung. «Am Universitätsspital sah ich, was Krebs für die Betroffenen bedeutet». Die Zusammenarbeit von klinischer und Grundlagen-Krebsforschung, ein Ziel von Institutsleiter Josef Jiricny, konnte mit dem Graduiertenprogramm institutionalisiert werden.

Daneben steht für alle Life-Science-Doktoratsprogramme eine Palette gemeinsamer Kurse zur Stärkung der überfachlichen Kompetenzen bereit, von der Postergestaltung bis hin zu Career Talks, an denen Gäste über ihre Laufbahn berichten. Beziehungen lassen sich überdies an den jährlichen grossen Retreats und am monatlichen Stammtisch knüpfen. «In einem Graduiertenprogramm lernt man viele Kollegen kennen», sagt Stephanie Felscher. «Das ist wissenschaftlich wertvoll und persönlich bereichernd.»

Sascha Renner, Redaktor unijournal

## Deutsches Seminar: Transatlantische Partnerschaften

Zurzeit hat die Graduiertenschule des Deutschen Seminars der UZH Besuch aus Amerika: Gast ist Lydia Butt, Doktorandin an der Graduate School des German Department der New York University (NYU). Ihr einsemestriger Aufenthalt in Zürich verdankt sie der Partnerschaft, welche die beiden Institutionen eingegangen sind und stetig vertiefen wollen.

Lydia Butt schreibt eine Forschungsarbeit über die Visualität des Dramas um 1800 am Beispiel von Lessing. «Mit ihrem methodischen und theoretischen Hintergrund, den sie aus New York mitbringt, bereichert sie die Diskussionen in unseren Forschungskolloquien», sagt Professor Müller Nielaba, Leiter der Graduiertenschule des Deutschen Seminars.

Um die transatlantische Partnerschaft mit Leben zu füllen, sind Austauschsemester von Doktorierenden ein besonders wirksames Instrument. Von den Kontakten, die zum Beispiel Lydia Butt in Zürich knüpft, können nach ihrer Rückkehr nach Amerika auch die Kollegiatinnen und Kollegiaten in New York profitieren. Gleichzeitig wird sie Ansprechperson sein für Zürcher Doktorierende, die ihre Fühler in die USA ausstrecken wollen. Ein Multiplikationseffekt. Das Beispiel zeigt, was Graduiertenschulen auch sein wollen: «Schaltstellen im Netzwerk der internationalen Fachgemeinschaften» – so drückt Müller Nielaba es aus.

### Beste Projekte erhalten Zuschlag

Als Lydia Butt nach Zürich kam, fiel ihr zunächst vor allem der hohe Grad an Eigeninitiative auf: «Die Doktorierenden haben hier die Gestaltung des Programms zum grössten Teil selbst in die Hand genommen, sie prägen

das Angebot durch ihre Interessen entscheidend mit.» Diese Art der Selbstorganisation wird gezielt gefördert. Die Doktorierenden können sich um Finanzierungsmittel zur Organisation von Workshops, Tagungen und Forschungsaufenthalten oder zur Einladung von Gastreferenten bewerben. Die überzeugendsten Projekte erhalten den Zuschlag. Ein kompetitiver Faktor, der belebend wirkt: In den Forschungskolloquien, aber auch auf einem eigens eingerichteten Intranet-Forum finden sich Doktorierende, die zuvor oft gar nicht viel miteinander zu tun hatten, zu Teams zusammen, um die

Chancen auf Verwirklichung ihrer Projekte zu erhöhen.

### Ein Schaufenster der Forschung

Die Graduiertenschule bietet rund zwanzig überdurchschnittlich qualifizierten Doktorierenden pro Jahrgang ein konzentriertes Arbeitsumfeld. Sie ist offen, was die thematische Ausrichtung anbelangt. Sie richtet sich an Doktorierende der germanistischen, skandinavistischen und niederlandistischen Fachrichtungen – ganz gleich, ob sie nun eine literatur- oder sprachwissenschaftliche Arbeit schreiben. Wichtigstes integratives

Element ist die permanente, kritische Reflexion der Forschungsmethoden.

Die Debatten und Aktivitäten der Graduiertenschule beleben direkt oder indirekt auch den übrigen Lehr- und Forschungsbetrieb am Deutschen Seminar. Viele Veranstaltungen sind auch für Nichtmitglieder der Graduiertenschule zugänglich, umgekehrt können sich die Doktorierenden in die Lehre einbringen. «Seminarintern», sagt Müller Nielaba, «wirkt die Graduiertenschule als Brutstätte für Forschungsideen, extern als ein Schaufenster für unsere Forschung.»

David Werner, Redaktor unijournal



Eigeninitiative ist gefragt: Lydia Butt aus New York in der Mitte, flankiert von Iris Spalinger und Daniel Alder.

Bild: Frank Brüdern

## Ethik: Gezielte Förderung über die Fachgrenzen hinaus



Gemeinsam statt einsam: Biologin Anna Deplazes, Ökonomin Ina Kaufmann, Physiker Adrian Müller.

Bild: Dominik Golob

Mit dem 2007 lancierten Graduiertenprogramm für interdisziplinäre Ethikforschung zählt der Universitäre Forschungsschwerpunkt (UFSP) Ethik zu den Pionieren, was die Durchführung von strukturierten Doktorats- und Postdoc-Studiengängen an der Philosophischen Fakultät betrifft. In den ersten beiden Semestern des dreijährigen Programms besuchten alle Teilnehmenden gemeinsame Lehrveranstaltungen am Ethik-Zentrum der Universität und vertieften ihre Kenntnisse in ethischen Fragestellungen. Forschungskolloquien und Summer Schools regen auch in den folgenden Semestern den

Austausch unter den Studierenden an. Markus Huppenbauer, Geschäftsführer des UFSP Ethik, nennt für eine Promotion im Rahmen eines Graduiertenprogramms mehrere Vorteile: «Anstatt isoliert zu forschen, unterstützen die Teilnehmenden sich gegenseitig im Lernen. Und dank dem strukturierten curricularen Anteil werden Kompetenzen im Bereich Ethik gezielt gefördert.»

### Von Wirtschaft bis Umwelt

Ein Charakteristikum des Programms ist seine interdisziplinäre Ausrichtung. Die Teilnehmenden promovieren in ihren an-

gestammten Studienfächern wie Volkswirtschaftslehre oder Umweltwissenschaften, beschäftigen sich jedoch in ihren Forschungsvorhaben mit ethischen Fragen, die sich innerhalb dieser Fächer stellen. Die Betreuung der Arbeiten erfolgt einerseits durch Dozierende der entsprechenden Fakultäten, andererseits durch Angehörige des Ethik-Zentrums.

Diese zweiseitige Betreuung empfindet Ina Maria Kaufmann als einen grossen Vorzug des Graduiertenprogramms. Die Wirtschaftswissenschaftlerin promoviert am Institut für Organisation und Unterneh-

menstheorien (IOU) der Universität Zürich und untersucht die ethischen Fragen, die sich aus der Verwendung neurowissenschaftlicher Erkenntnisse in der Organisationstheorie ergeben. Speziell interessiert sie sich dabei für das im Organisationskontext so bedeutende Konzept von «Vertrauen» und dessen neue Konzeptionalisierung aus Sicht der Neuroökonomie. Für ihre Arbeit pflegt Kaufmann den fachlichen Dialog mit beiden Seiten, spricht mit Angehörigen des IOU und des Ethik-Zentrums.

Positiv beurteilt die Wissenschaftlerin die regelmässig stattfindenden Lehrveranstaltungen, die gerade auch den Austausch innerhalb der Gruppe förderten. Lediglich die Herkunft der Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus ganz unterschiedlichen Fachgebieten und die damit verbundene Themenvielfalt waren ihres Erachtens nicht optimal: «Wahrscheinlich hätten sich mehr Synergien ergeben, wenn man sich thematisch enger gestanden wäre.» Diese Einschätzung teilt auch Markus Huppenbauer. Bei der zweiten Durchführung des dreijährigen Programms werden daher ab 2010 alle Teilnehmenden zum übergeordneten Thema Gerechtigkeit forschen. Eine weitere Änderung ergibt sich dadurch, dass neu auch Absolventinnen und Absolventen eines Philosophie- oder Theologiestudiums zugelassen sind. Mit Rücksicht auf die zu erwartenden Wissensunterschiede auf ethischem Gebiet werden die Absolventinnen und Absolventen in Rücksprache mit den Dozierenden individuell Lehrveranstaltungen besuchen, die zu ihren Forschungsvorhaben passen. Gemeinsame Workshops wird es selbstverständlich auch weiterhin geben.

Roman Benz, Journalist